

Jeden Morgen gegen 4.30 Uhr steigt Ralf F. aus seinem Bett in seiner sieben Quadratmeter großen Zelle. An den Wänden hängen Fotos seiner Kinder und Enkelkinder.

Schaut er aus den zwei Fenstern seiner Zelle, sieht er einen Hof, eine Rasenfläche mit wenigen Bäumen. Pünktlich um sechs Uhr schließt ein Wächter die Zellentür auf. Dann geht F. in die Kirche, nur wenige Meter sind es von seiner Zelle zum Gotteshaus. Seit fast vier Jahren arbeitet F. als Küster in der Kirche der JVA Werl in Nordrhein-Westfalen. Die Gefängniskirche ist auf den Namen »St. Peter in Ketten« geweiht. Die ersten Stunden des Tages hat F. dort meist für sich allein. Er mag das, schreibt er in einem Brief. »Wenn ich alleine bin, kann ich den Raum auf mich einwirken lassen, es passiert auch oft, dass mir ein paar Tränen die Backe hinunterlaufen.«

Ralf F. ist 63 Jahre alt, vier Jahre Haftstrafe hat er hinter sich. Zwei weitere Jahre liegen vor ihm. Verurteilt ist F. wegen wiederholten schweren Betrugs. Er hat im großen Stil Landmaschinen und Bagger gemietet und sie anschließend verkauft, als seien sie sein Eigentum.

Seit rund einem Jahr schreiben sich der Autor und Ralf F. Briefe. Der Kontakt entstand über ein Gesuch von ihm im Portal »Jail-Mail«. Darin schreibt F., er habe im Gefängnis zum Glauben gefunden. Im August 2020 fand für diesen Artikel außerdem ein längeres Telefongespräch statt. F. hat darum gebeten, seinen Nachnamen nicht zu nennen. Er möchte nicht, dass sein voller Name für immer mit diesem Kapitel seines Lebens verbunden bleibt. Der Redaktion sind die persönlichen Daten bekannt. Seine Angaben wurden außerdem von einem Seelsorger der JVA Werl bestätigt.

Das ganze Leben im Gefängnis dreht sich um Zeit. Gleichförmig und zäh. Zeit, die es bis zur Entlassung abzusitzen gilt. Zeit, die der Staat für die Insassen portioniert: Stunden und Minuten, in denen man zu schlafen hat; in denen es zu essen gibt; die man zu arbeiten hat; in denen ein Spaziergang über den Hof erlaubt ist; Zeit, in der ein Insasse sich einzig und allein in seiner Zelle aufzuhalten hat. Tür zu, Tür auf, der Rhythmus eines Lebens hinter Gittern.

Ralf F. zählt die Tage hinter Gittern nicht. Das bringe nichts. Aber er wisse, was er draußen verpasst. Zwei weitere Jahre – zweimal Weihnachten, je zwei Geburtstage der beiden Töchter und der vier Enkelkinder. Zu ihnen will er endlich zurück. Bei der Entlassung wird F. 65 Jahre alt sein, »bestes Opa-Alter«, wie er sagt. »Auf keinen Fall werde ich noch mal Straftaten machen, einfach versuchen, das Leben in Ruhe zu genießen, auch mit wenig Geld!«, schreibt er in einem seiner Briefe.

Er müsse gesund bleiben, dürfe nicht auf dumme Gedanken kommen, nie mehr auf die schiefe Bahn geraten. »Ich versuche, hier keine Freundschaften zu schließen, weil ich der Meinung bin, dass dies nicht gut ist«, schreibt F. »Es kann nur einen Neuanfang geben, wenn man die Vergangenheit hinter sich lässt.« Die JVA Werl ist ein Hochsicherheitsgefängnis, rund 900 Häftlinge, 100 sitzen lebenslang. Schwere Jungs.

Einmal schickt F. auch ein Foto von sich. Er trägt hellbraune Gefängnisbekleidung, seine Haut ist



In Haft

Macht der Glaube die Zeit im Gefängnis erträglicher? Die Geschichte eines Küsters im Knast VON JONAS WEYROSTA

bleich, das Haar ergraut, als seien die Farben in den Jahren hinter Gefängnismauern aus ihm gewichen. Ein kleiner, hagerer Mensch.

Seine ältere Tochter sage ihm immer, dass beim Weihnachtessen seit vier Jahren auch für ihn ein Teller auf dem Tisch stehe, er sich aber ja entschieden habe, nicht zu kommen. »Letztlich hat sie recht«, sagt F. »Meine jüngere Tochter sagte auch mal, wenn Mama noch leben würde, wüsste sie nicht, ob sie mir das alles verziehen hätte. Ich bin der einzige Elternteil, der noch da ist.« Sein rheinländischer Akzent lässt die Stimme oft heiter klingen, nun klingt sie dringlicher.

Was hilft Ralf F. beim Durchhalten der Haftstrafe? Was trägt einen Menschen durch solch eine Zeit? Wenn doch das Leben größtenteils aus Warten besteht. Wie kommt ein Mensch hinter Gittern voran – auf neue Gedanken? Ralf F. schreibt,

ohne die Kirche, ohne seinen Glauben, sei alles im Gefängnis schwerer zu ertragen.

»Ich hatte vor meiner Inhaftierung nicht wirklich viel mit der Kirche zu tun«, schreibt er. Glaube spiele keine Rolle. Erst hinter Gittern begann das Umdenken. Ralf F. pflegt als Küster die Kirchenräume in der JVA, er bereitet die Gottesdienste vor, hilft den Gefängnispfarrern bei ihrer Arbeit. Als Küster ist F. sowohl für die katholischen als auch die evangelischen Seelsorger tätig. In der Kirche finden Bibelseminare, Glaubenskurse, Gesprächskreise für die Insassen statt. F. rückt dann Stühle und Tische, verteilt Liedermappen und Bibeln, kocht Kaffee, richtet Kekse an. Außerdem gibt es viele Gesprächsgruppen in der Gefängniskirche. Ehe- und Partnerschaftsseminare, die Gruppe »Langes Leben« richtet sich an Menschen, die getötet haben. Einem seiner Briefe legt F. Fotos der Gefängniskirche bei. Zu sehen ist ein großer, schlichter Raum, verzierte Holz-

balken, Jugendstil-Charme. Der Altar, das Kruzifix, eigentlich alles ist aus Holz. Ist im Zweifel wohl weniger bedenklich.

Die Vorbereitung der katholischen Gottesdienste sei etwas umfangreicher, schreibt F., er ist auch für die Gewänder der Pastoren verantwortlich. Er bereitet den Gabentisch vor, sucht die passende Liturgie für den Gottesdienst raus, legt Gesangbücher aus. Bei Familienseminaren sei ihm wichtig, dass die Kinder ein paar Spiele bekommen, schreibt er.

Er habe in der Kirche das Reden gelernt, sagt F., bei den Gruppentreffen, mit den Seelsorgern. Sich anvertrauen zu können, sich zu öffnen. »Wenn die Zellentür hinter dir zugeht, dann ist sie zu«, sagt F. »Man denkt dann, lass mich das hier überstehen, lass mich das schaffen. An etwas zu glauben, das hilft.«

Vor einigen Jahren starb F.s Frau früh an Krebs. Seine zweite Ehe zerbrach später an der Trinkerei der

Frau. Mit dem Tod seines Vaters verlor F. den Halt, schreibt er. Es folgte eine erste Haftstrafe, F. hatte Geld in der Firma abgezweigt. Nach der Haft machte sich F. selbstständig, Landschafts- und Gartenbau, einen Vorbestraften wollte niemand einstellen. Sein eigenes Geschäft lief nicht gut. Irgendwann beginnt er zu betrügen, verkauft Landmaschinen und Bagger, die er selbst nur gemietet hat. Um die laufenden Rechnungen zu bezahlen. Anstatt mit seinen Kindern zu sprechen, Freunde um Hilfe zu bitten, hat er sich entschieden, zu betrügen. Er habe niemand belasten wollen, sagt F., heute bereue er das sehr. Dem ältesten Enkelkind habe er seine Tat versucht zu erklären. F. musste ihm versprechen, dass er so etwas nie wieder machen würde.

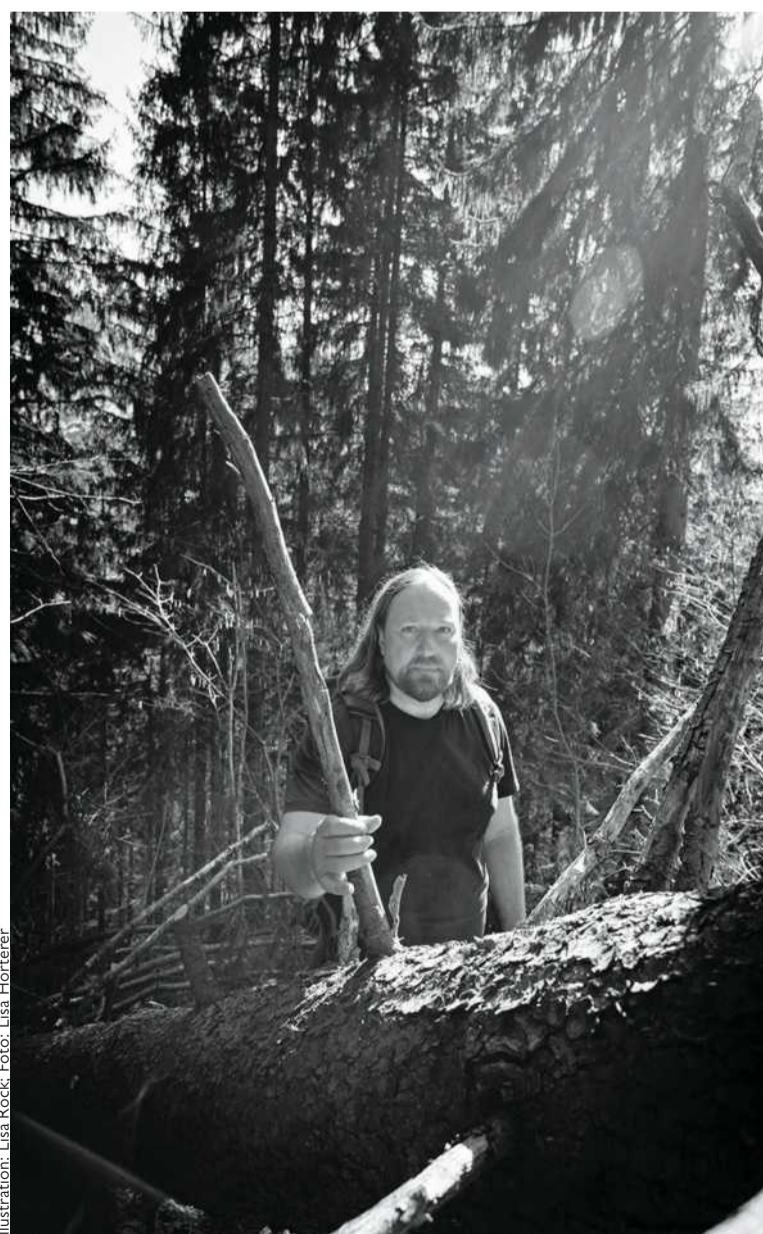
»An den Geburtstagen meiner Kinder oder der Enkelkinder schreibe ich immer einen Brief oder eine Karte, ich überweise etwas Geld, damit sie ein Geschenk kaufen können und ja, ich rufe auch immer an, um wenigstens am Telefon zu gratulieren. Das ist mir wichtig und unser Ritual an solchen Tagen«, schreibt F. Das seien die schwersten Tage. Wenn er spürt, dass die Zeit mit der Familie nicht zurückzuholen ist, dass die Enkelkinder größer werden und er selbst nicht dabei sein kann.

Ist in der Kirche mal nichts zu tun, schreibt F. Briefe, viele Briefe. Manchmal 15, 20 Briefe auf einmal, an »alle möglichen Leute«, Familie, Briefe Freunde. Als Strecke F. seine Füher nach draußen, vorsichtshalber in alle Richtungen.

Die meisten Menschen aus seinem früheren Leben hätten sich nach der Inhaftierung von ihm abgewandt. Die größte Scham empfinde er gegenüber seiner Familie, sie habe er enttäuscht. Seine Strafe empfinde er als gerecht. »Ich bin sicher nicht unschuldig, wenn man das für sich selber einsieht, hilft es, die Zeit hier zu schaffen.«

Wenn er draußen ist, würde er gerne weiter als Küster arbeiten. Vor ein paar Jahren stieß er in den Nachrichten auf ein Stellenangebot, das katholische Pfarrhaus in seinem Geburtsort stand damals leer, man suchte jemanden, der das Haus und die Kirche pflegen könnte, sich um den Kindergarten kümmert. Früher wäre so eine Anzeige an ihm vorbeigeblättert. Heute, sagt F., würde er alles für diese Aufgabe geben.

Im Juli durfte Ralf F. für einen Tag das Gefängnis verlassen. Freigang unter Kontrolle, zwei Beamte in Zivil waren mit ihm. Er besuchte seine jüngere Tochter. Wegen der Pandemie war es ihm nicht erlaubt, beide Töchter zu sehen. Sie waren mit den Kindern wandern auf dem Ruhrwanderweg, saßen zum Frühstück in einem Café in der Sonne. Ralf F. besuchte das Grab seiner Eltern, lud alle auf ein Eis ein. »Ich habe die Freiheit genossen, die Luft zu schnuppern an der Ruhr und im Wald«, sagt er am Telefon. Seine Stimme verändert sich, er gluckst, wenn er von diesem Tag spricht. Das Geld, das er eigentlich zum Einkauf mitgenommen habe, hat er seinen Enkelkindern gegeben. »Mir war einfach nur wichtig, die Kinder zu sehen, ich möchte einfach nur Stunden mit meiner Familie verbringen, alles andere ist mir egal«, sagt er. Im Oktober darf er voraussichtlich seine ältere Tochter sehen. F. schreibt: »Schon jetzt lebe ich für diese Tage.«



Anton Hofreiter, 50, Co-Fraktionsvorsitzender der Grünen im Deutschen Bundestag, bei einer Wanderung auf die Naunspitze im Kaisergebirge in Österreich.

»Es hat ziemlich laut gekracht«

Anton Hofreiter lief einmal anderthalb Tage mit gebrochenem Knöchel durch den Regenwald.

Wie hat er das durchgehalten? Gebetet hat er nämlich nicht INTERVIEW VON GEORG LÖWISCH

Christ&Welt: Herr Hofreiter, Sie sind von Haus aus Botaniker. Verlangt die Suche nach unentdeckten Pflanzen Durchhaltevermögen?

Anton Hofreiter: Viele Regionen unseres Planeten sind schlechter erforscht, als man vielleicht denkt. Allein in meiner Arbeitsgruppe der Alstroemeriaceae, der Inka-Lilien, haben wir viel Neues gefunden. Waren es sechs oder sieben unentdeckte Blumenarten? Es gibt über 300.000 Blütenpflanzen auf unserem Planeten. Für Kolleginnen und Kollegen mit anderer Spezialisierung haben wir neue Arten mitsammeln können. Wir waren ja in Gegenden, wo noch nie ein Botaniker war.

C&W: Sie meinen in den Tropen in Peru?

Hofreiter: Ja, im Bergregenwald.

C&W: Dort hatten Sie einen schweren Unfall.

Was ist passiert?

Hofreiter: Das war im Herbst 2002, ich war mit anderen Artenvielfaltsforschern unterwegs. An einer steilen Stelle bin ich ausgerutscht. Es hat ziemlich laut gekracht. Das Wadenbein war gesplittert und auch der Knöchel war gebrochen. Zum Glück hab ich den Bergschuh über Nacht nicht ausgezogen. Weil ein Bein nach einem Bruch so anschwillt, dass man den Schuh dann nicht mehr anknüpft.

C&W: Das muss unfassbar schmerzhaft gewesen sein.

Hofreiter: Es tat ziemlich weh. Wir konnten zumindest den Inhalt meines Rucksacks auf die anderen verteilen. Wir sind anderthalb Tage zurück zur Straße gelaufen. Dann kam ein Lkw, der uns mitgenommen hat ins nächste Krankenhaus. Die Ärzte dort haben mich geröntgt und gesagt, sie können das leider nicht behandeln. Ich müsse zum nächstgrößeren Krankenhaus. Aber dort waren sie auch unsicher. Nach fünf Tagen bin ich dann in der Hauptstadt, in Lima, operiert worden.

C&W: Wie hielten Sie diese fünf Tage durch?

Hofreiter: Ich konnte ja was machen, mich beschäftigen. Ich konnte nur hoffen, dass alles gut geht.

C&W: Kommt es auf Hoffnung an beim Durchhalten?

Hofreiter: Ich denke, das, was man inzwischen Selbstwirksamkeit nennt, ist entscheidend. Bin ich einer Situation ausgeliefert? Oder kann ich selbst handeln und gestalten? Das ist ein großer Unterschied.

C&W: Wer nichts an seiner Situation ändern kann, kann immer noch beten. Haben Sie damals in Peru ein Gebet in den Himmel geschickt?

Hofreiter: Nein, ich bin nicht gläubig.

C&W: Mussten Sie ein anderes Mal im Leben einfach ausbarren, ohne etwas tun zu können?

Hofreiter: Zum Glück nicht sehr häufig. In der Corona-Pandemie, gerade in der Anfangsphase, habe ich gemerkt, wie wichtig das Gefühl ist, etwas mitgestalten zu können und Einfluss zu nehmen, auch als Politiker in der Opposition.

C&W: Wie wichtig ist beim Durchhalten die Aussicht, dass am Ende etwas Gutes stehen wird?

Hofreiter: Menschen brauchen die Aussicht, dass die Dinge gut ausgehen können. Es ist sehr wichtig, dass Probleme grundsätzlich bewältigt werden können.

C&W: Sie sind 2013 Fraktionschef in der Opposition im Bundestag geworden. Ist das ein Durchhalte-Job?

Hofreiter: Die Zeit ist ganz schön gerast. Einerseits kommt es mir gar nicht so vor, dass ich das schon sieben Jahre mache. Auf der anderen Seite kommt's mir schon viel länger vor, weil so viel passiert ist in der Zeit.

C&W: Sie mussten viel Spott und Kritik ertragen. Zuerst gab es permanent Witze über Ihre Haare. Dann wurden Sie ständig mit Ihrem Vorgänger Tritin verglichen. Und schließlich die Frage: Wann macht der mal ein paar Anzeigen? Letztes Jahr wurde Ihnen und Katrin Göring-Eckardt der Vorsitz streitig gemacht: von Cem Özdemir und Kirsten Kappert-Gonther.

Hofreiter: Man darf sich nicht davon bestimmen lassen, was über einen gesagt wird. Man muss wissen, was man will, und darf sich dann nicht ablenken lassen.

C&W: Ist das Ihr Rezept des Durchhaltens? Immer stoisch weiterarbeiten?

Hofreiter: Es ist wichtig, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren und nicht auf Zuschreibungen anderer. Wer das durchhält, kann in der Politik viel gestalten.

C&W: Momentan stecken wir in einer Pandemie und müssen diese Krise noch auf unbestimmte Zeit aushalten. Wie wichtig ist die Aussicht, in überschaubarer Zeit einen Corona-Impfstoff zu bekommen?

Hofreiter: Ohne die Aussicht auf einen Impfstoff wäre diese Krise viel schwerer zu ertragen. Wenn wir nicht sagen könnten: wahrscheinlich nächstes Jahr, dann wäre die Stimmung wohl eine ganz andere. Vor allem würden sich nicht so viele Menschen so vernünftig verhalten. Deswegen ist es so wichtig, dass an einer ganzen Reihe von Impfstoffen gearbeitet wird. Zum Glück schaut es gar nicht so schlecht aus.

C&W: Was hilft uns beim Durchhalten, bis der Impfstoff kommt?

Hofreiter: Zusammenhalten. Indem wir uns bewusst machen, dass wir alle zusammen einen zweiten Shutdown verhindern müssen. Entscheidend ist das solidarische Verhalten – insbesondere für Menschen, die zu den Risikogruppen gehören. Hier ist auch die Bundesregierung immer wieder gefordert, dass sie deutlicher sagt: Leute, wir haben es gemeinsam in der Hand. Wenn wir zusammenhalten, halten wir das durch.

C&W: Könnte die Lage noch drastischer werden?

Hofreiter: Ja, klar. Wenn eine richtige zweite Welle kommt mit wieder mehr Infizierten und sogar Toten, dann wäre das eine enorme Prüfung für die gesamte Gesellschaft. Die Medizin versteht die Krankheit zwar besser, aber wer beatmet werden muss, hat leider immer noch ein sehr hohes Risiko zu sterben. Es geht immer noch um Leben und Tod.